



Umbau der Abdankungskapelle Friedhof St. Katharinen, Solothurn 1959, mit Hochbauamt Stadt Solothurn; Reliefs auf Seitenflügeln: Schang Hutter.
Foto: Alfred Hablützel, Bern

Primarschulhaus Vogelsang, Basel 1967, mit Hochbauamt Basel-Stadt. Die quadratische Schulstube mit Licht von zwei Seiten. Blick aus dem Werkraum.
Foto: Peter Moeschlin, Basel

Gedeckte Pausenhalle, als Aula zu gebrauchen
Foto: R. Schweizer, Basel

Einfamilienhaus in Solothurn, 1960. Das erste Wohnhaus in der Tradition der klassischen Moderne erregte Aufsehen. Scharen von Spaziergängern tauchten auf, um zu beobachten, wie die Bewohner in dem verrückten Glashaus lebten.
Foto: Bernhard Moosbrugger, Zürich

Nur Raum kann wohnlich sein. Hans Luder zum Gedenken ◀

Hans Luders Qualität als Architekt lag im Wissen um die dritte Dimension; seine Bauten zeugen davon. Er sah keinen Unterschied in der Verantwortung eines Architekten für den Einzelbau oder jener für das Stadtgefüge. Die Betreuung urbaner Gebilde lockte ihn ebenso wie der Entwurf von Einzelbauten.

Hans Luder hat in aller Stille Abschied genommen. Am 1. Mai ist er im 84. Lebensjahr gestorben. 1913 geboren, diplomierte er 1937 an der ETH in Zürich bei Otto Rudolf Salvisberg und praktizierte anschliessend bei Dr. Roland Rohn. Ende 1938 gründete er in Solothurn sein eigenes Büro. Neben dem Bau von Einfamilienhäusern und Industriebauten beteiligte er sich – unterbrochen durch ausgedehnten Aktivdienst – an der neu eingeführten Ortsplanung. 1946 wurde er Stadtbaumeister in Solothurn und 1961 als Kantonsbaumeister nach Basel berufen. Er hat den Stadtkanton bis 1978 betreut.

Sein Bildungsfächer

Architekten, die zu Hause sind in der Literatur, in der bildenden Kunst und in der Musik, sind rar geworden. Oder waren sie schon immer die Ausnahme? Hans Luder jedenfalls war eine Ausnahme. Dazu fällt mir ein Satz von Ernst Jünger ein, der das Werk Luders charakterisiert, es wie ein roter Faden durchzieht: «Die hohe Einsicht wohnt nicht in den einzelnen Kammern, sondern im Gefüge der Welt.»

Hans Luder hat das Gefüge eines Werkes interessiert. Er horchte in alle künstlerischen Medien hinein, um zu spüren oder gar nachvollziehen zu können, wie Musik, ein Bild, eine Plastik gebaut sind, wie die Literatur baut. In seinem Werk als Architekt und Städtebauer hat diese Einsicht Früchte getragen.

Der Architekt als Baumeister

Das Gestalten in der dritten Dimension war ihm oberstes Anliegen. Sein Medium war nicht die Fläche, sein Medium war der Raum. Ein Zitat aus einer seiner Schriften: «Das ureigenste Behausungsziel der Architektur liegt aber nicht im Erstellen von Kuben, sondern von Räumen. Der Architekt ist also nicht nur ein Maurer oder Plastiker, sondern ebenso Gestalter der Zone ohne Materie zwischen den Wän-

den.» Was er damit meint, ist erlebbar in der von ihm umgebauten Abdankungshalle des St.-Katharinen-Friedhofs in Solothurn. Der neoklassizistische Bau (1926) erhält zwei Seitenflügel. Damit wird die Sitzordnung verändert. Sie ist nicht mehr longitudinal, in Reih und Glied auf die Apsis ausgerichtet, sie ist neu U-förmig. Der Raum wird zum Zentralbau als adäquate Form zur Versammlung der Gemeinde.

Ein weiteres Beispiel seiner Architektur als Form sozialen Verhaltens ist das Primarschulhaus Vogelsang in Basel aus dem Jahre 1967. Zwei Merkmale zeigen, wie Inhalt Raumform wird. Einmal ist es die zentrale Halle, das Herz der Schule. Über ihre funktionale Bedeutung als Gemeinschaftsraum hinaus verknüpft sie Geschosse und Räume zum Ort der Begegnung. Dann die Schulzimmer. Sie sind quadratisch im Grundriss mit Licht von zwei Seiten, Wohnstuben mit Kinderatmosphäre.

Genau diesen Gestaltungswillen vermisst man beim aktuellen Schulhausbau in Basel. In seiner Schrift «Von der Qualität des Bauens» beklagt Hans Luder das Auseinanderklaffen der Architektur. «Entweder ist sie starre, individuelle Ästhetik oder aber der Technologie verhaftet. Die menschliche Komponente wird mehr und mehr vernachlässigt. Der Architekt darf nicht nur sich selbst manifestieren.»

Der Stadtbetreuer

Er hat über dreissig Jahre lang Städte betreut. Er sah keinen Unterschied in der Verantwortung eines Architekten für den Einzelbau oder jener für das Stadtgefüge. Die Betreuung urbaner Gebilde lockte ihn ebenso wie der Entwurf von Einzelbauten. Er hat immer beides vereint. Alle Facetten der Architektur treuhänderisch verarbeiten – so formulierte er es selbst – konnte er nur als Stadtbaumeister. Seine Qualität lag auch hier im Wissen um die dritte Dimension. Oft hat er die blossen Möblierung von Strassen und

Plätzen als lächerlich entlarvt. Farbgebung als elitärer Selbstzweck war ihm ein Greuel. Farbgestaltung – hier sprach der Musiker in ihm – ist die Orchestrierung eines räumlichen Gefüges.

Seiner Auffassung von Stadträumen verdanken wir den Theaterplatz. Hans Luder hat ihn initiiert. Nicht die Details, aber der Ort und die Dimension waren Vorgaben für sein Wettbewerbsprogramm. Das Ziel war, über die funktionale Bedeutung als Gefäss sozialen Geschehens hinaus eine grossangelegte städtebauliche Szenerie zu schaffen. Eine Szenerie, welche die umliegenden Bauten wie das Casino, die Barfüsserkirche, die Kunsthalle und die Elisabethenkirche einbezieht. Fünf Jahrhunderte Architektur im Blickfeld. Der Idee, die Ecke Steinenberg/Theaterstrasse mit einem Baukörper zu akzentuieren – die Rede ist von einem Schauspielhaus als Ersatz für die heutige Komödie –, ist er skeptisch gegenübergestanden. Eine wichtige Aufgabe des Stadtbaumeisters ist es – so Luder –, dem Pegel nachzuforschen, der die Grenzen visueller Belastung anzeigt. Sein Credo: «Nur Raum kann wohnlich sein.» *Rolf Gutmann*

Bibliographie

– Hans Luder, «Von der Qualität des Bauens», Ausschnitte aus den Verwaltungsberichten des Baudepartements Basel-Stadt, 1980

– Annemarie Monteil, «Bauten entlang dem Lebensweg – Hans Luder Architekt», Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1993

Kritische Randbemerkung zum Wettbewerbsunwesen. Ein Leserbrief.

Der Wettbewerb erlebt eine Blütezeit. In verschiedener Hinsicht. Mit beinahe perversen Auswüchsen. So wurden beispielsweise zum Ideenwettbewerb für die Gestaltung des Zürcher Limmatquais von insgesamt 187 Bewerbern lediglich 30 schweizerische und fünf ausländische Teilnehmer zugelassen.

Im Esplanade-Beitrag von *Werk, Bauen+Wohnen* 10/1996 «Kampf um Wettbewerb» wird der Ideenwettbewerb noch als Vorstufe, das heisst als «Präqualifikationsverfahren» für den Projektwettbewerb angepriesen. Tatsächlich sind wir aber schon so weit, dass man sich für die Teilnahme an einem Ideenwettbewerb präqualifizieren muss. Für die meisten Menschen

«Urbanität in der Enge» oder fortschrittliche Urbanität? ▼

Der Text von Roger Kästle über Peter Märklis Haus in Brig «Urbanität in der Enge» («Werk, Bauen+Wohnen» 4/97) regt an, über den Begriff des Urbanen und dessen Bedeutung nachzudenken und das Gebäude aus einer anderen Perspektive noch einmal zu besprechen.

Das Wohnhaus in Brig versucht aus den Rahmenbedingungen einer lokalen Bauordnung das Beste herauszuholen. Kein Anstoss, keine Grenzüberschreitung, kein Fortschritt: ein Artefakt einer überholten Vorstellung von Urbanität. Obwohl das Quartier, abgetrennt durch die Saltina, direkt an die Kernstadt anschliesst, dominiert der Eindruck, dass man sich in der Agglomeration befindet. Weshalb?

Zurückhaltung zeigt das Gebäude schon in seinem städtebaulichen Profil. Es stellt sich quer zur Strasse, die schmale Stirnseite fügt sich in die Flucht des südlichen Nachbarbaus und erscheint für den von Süden kommenden Betrachter lediglich noch als vertikale Linie. Auf der nördlichen Seite der Altstadt ist dank des zurückspringenden Nachbarbaus noch ein Teil der Nordfassade sichtbar. Der quergestellte Baukörper bricht den Strassenraum auf und ermöglicht den Blick in die Tiefe des Grundstücks. Die Grenze zum öffentlichen Raum muss die kleine Betonmauer definieren, welche die begrünte Restfläche des Grundstücks einfasst und letztlich zu

schwach ist, um einen Aussenraum zu bilden.

Diese Zurückhaltung kippt um in Abwendung, wenn wir näher herantreten. Die Anordnung und Gestaltung des Eingangs sowie die Ausbildung des Sockels sind wohl die beiden unstädtischsten Elemente des Hauses. Der Ankommende muss auf dem Weg zum seitlich in der Hauptfassade liegenden Eingang zuerst die in der Stirnseite plazierte Kellertüre passieren, bevor er entscheidet, ob er über die Rampe der Tiefgarage oder den schnorchelhaften Eingangsbereich ins Innere des Hauses gelangen möchte. Wie eine allseitig geschlossene Landungsbrücke überspannt er den Graben der Garageneinfahrt vom festen Stadtboden zum schwebend wirkenden Gebäudekörper. Der leicht zurückversetzte rohe Betonsockel mit seinen nüchternen Kelleröffnungen verbindet das Volumen mit dem Terrain, schafft aber keinen Bezug dazu. Vielmehr wirkt er wie ein Abstandhalter. Die Sockelkante liegt genau auf Augenhöhe und unterstützt diesen Eindruck zusätzlich. Das Gebäude nimmt der Stadt den

Boden, gibt ihr aber nichts zurück. Es gibt keinen Austausch, weder funktional noch räumlich.

Auch formal bezieht sich der Block hauptsächlich auf sich selbst. Seine skulpturale, fast expressive prismatische Form macht ihn zu einem isolierten Objekt. Die Nüchternheit der Fassade und die abstrakte Art der Verwendung des Verkleidungsmaterials machen das Gebäude zusätzlich unnahbar.

Als reines Wohnhaus, sich als Solitär klar von seiner Umgebung abhebend, eine in die Umgebung gestellte Skulptur, knüpft das Gebäude am Städtebau der späten Moderne an, keine «herausfordernde» Haltung also, sondern eine, von der es Zeit wird, sich zu distanzieren. *Daniel F. Minder*



Wettbewerb im eigentlichen Sinne durch Monopolisierung aufgehoben wird.

Das Wettbewerbswesen schlägt auch auf geistiger Ebene Purzelbäume. Die Maxime «Phantasie kennt keine Grenzen» gilt offenbar nicht mehr, sonst würde man den Ideenwettbewerb für die Gestaltung des Limmatquais in Zürich nicht auf einige wenige Zugelassene beschränken. Oder ist der Horizont unserer Politiker und verantwortlichen Funktionäre ebenso beschränkt, dass sie das geistige Kapital arbeitswilliger Architekten in unserer Stadt nicht nutzen wollen, dass sie diesen stattdessen ein Almosen in Form eines Einsatzprogrammes zur zusammenhängenden Grundrissaufnahme der Altstadt verschaffen? (Vgl. «Werk, Bauen+Wohnen»

Nr. 3/96, S. 70) Ist diesen Leuten bewusst, was es heisst, ausgeschlossen zu sein, nach einem langen Studium daran gehindert zu werden, an der Gestaltung der eigenen Stadt, des eigenen Lebensraumes mitzuwirken? Sie können solches nicht nachvollziehen, denn sie sitzen fest im Sattel, an den Schalthebeln der Macht, verlieren grosse Worte über mehr Wettbewerb und Innovation und suchen nach Beschäftigungsprogrammen. Grundrissaufnahme von bestehenden Gebäuden ja, aber bitte keine Ideen! Arme Architektengeneration! Wo bleiben da die Verbände? SIA, BSA etc.? Oder gilt auch hier die Devise: je weniger Teilnehmer, desto mehr Chancen für den einzelnen?

Paul Maurer